

Der Dialog mit dem Islam ist ein schwieriges Geschäft. Fast jeder fordert ihn, aber keiner weiß so richtig, wie er aussieht. Politisch und gesellschaftlich gewollt und gefördert, bleibt er in der Praxis meist ohne Einfluss und Kontur. Der Dialog mit dem Islam teilt somit das Schicksal vieler Modeerscheinungen, nämlich konzeptionslos, inhaltsarm und wenig zielorientiert zu sein. Das fordert zur Kritik heraus. Von Geldverschwendung ist die Rede, bisweilen sogar von gefährlicher Anbiederei an die Feinde des Abendlandes. Aber auch der ernsthafte Blick macht deutlich, dass der Dialog mit dem Islam in Deutschland trotz vieler guter Ansätze, ideenreicher Begegnungen und engagierter Projekte einen ambivalenten Charakter hat. Selbst bei denen, die den Dialog betreiben, ist oft unklar, wer mit wem worüber und mit welchem Ziel reden soll. In keinem anderen Bereich ist die Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung derart groß. Dies ist bedauerlich, denn der Dialog ist richtig und wichtig. Es setzt deshalb das falsche Signal, wenn die Bundesregierung nach großen Ankündigungen die Finanzmittel für den Islam-Dialog wieder drastisch zusammenstreicht. Dies bietet allerdings die Chance, den Dialog vom Ballast des hektischen Aktionismus zu befreien und ihn zu dem zu machen, was er sein sollte: eine konzeptionell durchdachte Langzeitaufgabe mit klaren Zielsetzungen. Dies ist dringend nötig, denn der Blick auf das bisherige Dialoggeschehen offenbart viel Eigentümliches und manch Unsinniges.

In die Kritik gerät der Dialog vor allem als ritualisierter Austausch von Harmlosigkeiten. Bekenntnisse zu Toleranz und Offenheit sind notwendig, wenn sie zu konkreten Formen der Annäherung und zur Definition von gemeinsamen Positionen, kurz: zu Ergebnissen, führen. Aber öffentlichkeitswirksame Bekenntnisse des Glaubens an den einen Gott gehen an den tatsächlichen Problemen vorbei. Der Islam ist kein grün angestrichenes Christentum, und das Kreuz lässt sich nicht zum Halbmond verbiegen. Es hilft auch wenig, immer wieder Lessings Ringparabel aus dem humanistischen Grundlagenwissen hervorzukramen. Die Lösung für konkrete politische und gesellschaftliche Probleme besteht nicht darin, die drei Ringe zu einem weltreligiösen Synkretismus zusammenzuschmieden. Weniger der Glaube ist das Problem, sondern das, was die Gläubigen daraus machen.

Die Basis jeder konstruktiven Begegnung mit dem Islam muss die Anerkennung der Glaubensfreiheit als grundlegendes Prinzip sein. Das ist auch deshalb notwendig, weil der Islam längst Teil der europäischen Lebenswirklichkeit ist. Während noch darüber gestritten wird, ob man es hierbei mit einer Bereicherung oder einer Bedrohung zu tun hat, kommt die Diskussion um die positiven Impulse des Islam für die europäischen Gesellschaften viel zu schleppend voran. Schuld daran haben auch die Muslime. Der muslimische Beitrag zum Dialog schwankt nach wie vor zwischen Selbst-

mitleid und Anklage. Selbstkritische Reflexion ist die Ausnahme. Stattdessen hört man von muslimischer Seite die immer gleichen Richtigstellungen: *Djihad* heiße nicht Heiliger Krieg, sondern Anstrengung für Gott, Juden und Christen seien im Islam akzeptierte Minderheiten mit besonderen Schutzrechten (was die anwesenden Nicht-Muslime eher befremdet als erfreut), und im Islam gäbe es keinen Zwang (zum Glauben). Alles das ist richtig und muss gesagt werden. Aber welche Rolle spielt das in der muslimischen Lebenswirklichkeit? Iraner oder Algerier in Deutschland zucken regelmäßig mit den Schultern, wenn man mit ihnen über das Konzept vom Haus des Friedens (Islam), das einem Haus des Krieges gegenübersteht, streiten will. Viele von ihnen haben in Europa einen Frieden gefunden, den ihnen ihre alte (islamische) Heimat nicht geben wollte. Das aber habe mit dem wahren Islam wenig zu tun, denn der sei *per definitionem* eine friedliche Religion. Ein Schurke, Spitzbube oder Terrorist kann daher kein Muslim sein. So einfach ist das.

Der Dialog mit dem Islam vollzieht sich nach einem immer gleichen Schema, das Johannes Kandel in einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung treffend beschrieben hat. Zunächst wird den nicht-muslimischen Zuhörern von muslimischer Seite erklärt, dass sie erstens zu wenig und zweitens nur Falsches über den Islam wissen. Anschließend erfahren sie, dass dieses Un- und Halbwissen zu Diskriminierung und Ausbeutung geführt habe und dass der Islam derlei Behandlung nicht verdiene. Schließlich wird der schuld bewusste Zuhörer darüber aufgeklärt, dass Islam Frieden bedeute und unverbrüchlich mit Begriffen wie Toleranz, Gerechtigkeit und Demokratie verbunden sei. Den Schluss bildet in der Regel der Verweis auf die Gemeinsamkeiten aller Religionen und ein glühendes Plädoyer für den Dialog zwischen ihnen. Der Dialog

mit dem Islam reproduziert sich nach diesem Schema immer wieder selbst. Er beginnt mit der Feststellung der Notwendigkeit des Dialoges und endet mit der Aufforderung, selbigen weiterzuführen.

Feindbild Islam

Unerlässlicher Bestandteil des oben skizzierten Dialog-Schemas ist die These vom Feindbild Islam. Das Grundelement dieser These besteht darin, die Gegnerschaft zum Islam zu einer Art Strukturmerkmal abendländischer Kultur zu erheben. Der 11. September und seine Folgen werden dann zum Akt eines Dramas, dass seit Jahrhunderten in Form von Kreuzzügen, Inquisition, Kolonialismus, Faschismus, Kommunismus, neoimperialer Ausbeutung und so weiter inszeniert werde. In diesem Drama braucht der Westen die Abgrenzung zum Orient für die kulturelle Selbstvergewisserung, gerade nachdem ihm mit dem Kommunismus das Feindbild abhanden gekommen sei.

Das Problem an dieser These ist, dass sie die Bedeutung des Islam in und für Europa überhöht. Natürlich ist spätestens seit Herder bekannt, dass sich Kulturen auch durch ihre Abgrenzung nach außen definieren, und der Westen ist durch den 11. September vielleicht ein bisschen westlicher geworden. Aber es gibt wichtigere Identitätsmerkmale abendländischer Kultur als das Nicht-Islamisch-Sein. Ärgerlich ist die Feindbild-Islam-These nicht deshalb, weil es hier zu Lande keinen Islam-Hass oder kein Feindbilddenken gäbe. Das anzunehmen wäre naiv. Trotzdem ist das Islam-Bild der Deutschen nach einer neuen Umfrage, die im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung erstellt wurde, weitaus differenzierter und ausgewogener, als oftmals behauptet wird. Problematisch ist die Feindbild-Islam-These vor allem, weil hier genau diejenigen Mechanismen bedient werden, die der Dialog mit dem Islam eigent-

lich kritisieren sollte. Denn auf der Suche nach der Opferrolle vermischt sich Zutreffendes allzu leicht mit anti-westlichen Vorurteilen und verschwörungstheoretischen Versatzstücken.

Ärgerlich ist schließlich auch, dass mancher deutsche Islam-Experte gerne der Versuchung erliegt, seinen muslimischen Dialogpartnern bei der Bekräftigung der Feindbild-These allzu eifertig an die Seite zu treten. Auch aus der Sicht des deutschen Islam-Sachverständigen ist das Bild des Islam in Deutschland oft falsch, verzerrt und feindlich, und allgemein herrsche medial geschürte Unkenntnis vor. Die verbreitete Medienschelte ist wenig nachvollziehbar. Tatsächlich ist die deutsche Islam-Berichterstattung weitgehend die Sache derer, die sie kritisieren. Spätestens seit den neunziger Jahren wird das Thema Islam in den großen überregionalen Tageszeitungen überwiegend von renommierten Wissenschaftlern und Journalisten, die sich auskennen, abgedeckt. Die ernst zu nehmenden Printmedien befinden sich also *in puncto* Islam auf hohem Niveau. Ausnahmen gibt es natürlich, besonders bei der Bildauswahl und im Fernsehen. Sich hier auf die beliebte Expertenschelte einzulassen und lustvoll etwa auf den notorischen Islam-Deuter Peter Scholl-Latour einzuschlagen ist aber trotzdem längst ein hohes Ritual und verbreitet allenfalls Langlewe. An dessen medialer Umtrieblichkeit oder am geschmacklos reißerischen Titelbild des letzten Spiegel-Sonderheftes zum Thema kann es wohl kaum ausschließlich liegen, dass der Islam ein schlechtes Image hat.

Es ist kein Wunder, dass die Inhaber kultureller Deutungsmacht den kulturellen Unterschied als zentrale Variable zur Erklärung von allem Möglichen propagieren. Denn wer den Islam erklären kann, hat gut zu tun in diesen Zeiten. Die Wiederbelebung angeblich historisch verwurzelter Feindbilder erreicht aber das

Tag der offenen Moschee – Imam Mustafa Günesdogdu predigte am 3. Oktober 2003 in der Centrum-Moschee in Hamburg. Bundesweit wurde am Tag der offenen Moschee die Predigt in Deutsch gehalten, damit Besucher sie verfolgen konnten.

© dpa – Bildarchiv, Foto: Maurizio Gambarini



Gegenteil von dem, was sie zu beabsichtigen vorgibt. Sie wird zum vermeintlichen empirischen Beleg für Samuel Huntingtons simples Interpretationsmuster einer höchst komplexen Wirklichkeit. Wer vom Feindbild Islam redet, wirft also Samuel Huntington erst durch den Vordereingang hinaus – und zwar so, dass alle Nachbarn es sehen –, um ihn anschließend verstoßen durch die Hintertür wieder hineinzubitten. Die Vertreter der Feindbild-Islam-These werden damit zu denen, die sie eigentlich zu bekämpfen vorgeben, zu Ideologen des kulturellen Unterschiedes. Es gehört zur Dialektik des Dialoges, dass er das, was er verneint, oft braucht, um sich selbst zu rechtfertigen.

Dabei war es beeindruckend, wie gerade nach dem 11. September quer durch

alle gesellschaftlichen Schichten und politischen Lager der Dialog mit dem Islam gesucht wurde. Es gab sie kaum, die Islam-Hetze. Jedenfalls gab es sie bei weitem nicht in dem Ausmaß, wie von vielen prognostiziert wurde. Selten wurde so umfangreich über den Islam berichtet, selten gab es so viel Neugier und ehrliches Interesse, und selten wurde so viel Islamwissenschaft betrieben wie heute. Dabei sind diejenigen, die sich heute in den Grundkursen Arabisch oder den Einführungsveranstaltungen zum islamischen Recht drängen, keine Orientalisten im Sinne Edward Saids. Nicht neokoloniale Ambitionen bescheren den Orientwissenschaften Zulauf, sondern das aufrichtige Interesse an einer alten und reichen kulturellen und religiösen Tradition und die Einsicht in deren politische und gesellschaftliche Aktualität.

Der aufgeklärte Muslim

Eine weitere Eigentümlichkeit des Dialoges mit dem Islam besteht – zumindest in Deutschland – in der Auswahl der muslimischen Gesprächspartner. Etwa drei Viertel bis zwei Drittel der hier zu Lande lebenden Muslime versteht sich als religiös. Unter den praktizierenden Muslimen wiederum ist nur ein kleiner Teil fest organisiert. Als Dialogpartner scheint aber vor allem dieser kleine Teil interessant zu sein. Sucht man nach Gesprächspartnern im Umfeld des organisierten Islam in Deutschland, hat man in der Regel die Qual der Wahl. Zur Verfügung stehen der türkisch dominierte Islamrat mit seiner Nähe zur islamistischen Vereinigung Milli Görüs oder der den Muslimbrüdern nahe stehende Zentralrat der Muslime mit seinem umtriebigen Vorsitzenden Nadeem Elyas. Die Mehrheit der Muslime in Deutschland vertreten beide nicht.

Zweifel sind nicht nur am Vertretungsanspruch der islamischen Spitzenverbände angebracht, sondern auch an deren Motiven. Ziel eines Dialoges muss

das Kennenlernen, der Abbau von Ängsten und Vorurteilen und die gemeinsame Definition von Prinzipien des Zusammenlebens sein. Das bisherige Auftreten der islamischen Verbandsvertreter auf Dialogveranstaltungen lässt eher gegenteilige Absichten vermuten. Die Betonung eines Feindbildes Islam dient hier vor allem dem Verweis auf die kulturelle Differenz. Diese Differenz müsse vom deutschen Rechtsstaat anerkannt und respektiert werden. Der Hintergrund ist offensichtlich: Statt um Integration geht es um die Schaffung von rechtlichen und politischen Freiräumen, um Abgrenzung also. Der Dialog läuft hierdurch Gefahr, zu einem Forum zu werden, auf dem bürgerliche Freiheiten und individuelle Grundrechte im Sinne eines falschen Toleranzverständnisses infrage gestellt werden. Die Themen dieser Freiraumsuche sind meist dieselben: betäubungsloses Schlachten von Tieren, Befreiung vom Sportunterricht für Mädchen, Moscheearchitektur, das Kopftuchtragen und der Gebetsruf. Vieles, was unter dem Etikett der Religionsfreiheit diskutiert wird, ist weit weniger harmlos, als es aussieht. Beim so genannten Kopftuchstreit geht es eben nicht nur um das individuelle Recht auf freie Religionsausübung, sondern auch um einen juristischen Präzedenzfall.

Dass Dialogveranstaltungen nicht selten zu Werbezwecken für das spezifische Islam-Verständnis der islamischen Spitzenverbände in Deutschland missbraucht werden, bringt nicht nur die Dialogpartner in Verlegenheit. Es setzt auch – und das ist wesentlich problematischer – die Mehrheit der Muslime unter Druck, die kein sehr großes Bedürfnis nach einer Privilegierung ihres Muslim-Seins in der Gesellschaft verspüren. Der Dialog verhindert hier also nicht die Herausbildung von rechtlichen Parallelgesellschaften, er bietet den Betreibern dieser gesellschaftlichen Parallelisierung ein Forum. Auch

hier kommt der *clash of civilizations* durch die Hintertür des Dialoges wieder herein.

Will man aber einen Bogen um die islamischen Spitzenverbände machen, wird die Suche nach Gesprächspartnern schwierig. Viele muslimische Intellektuelle scheuen sich, als Vertreter des Islam zu firmieren und begreifen sich lieber als das, was sie sind: als Schriftsteller, Wissenschaftler, Studenten, Künstler, Unternehmer oder Angestellte. Zum aufgeklärten Vorzeigemuslim will kaum jemand herhalten. Grundsätzlich fehlt der muslimischen Selbstdarstellung hier zu Lande, was den Islam über Jahrhunderte auszeichnete: Geist und Finesse. Keine Spur von den *Public Convert Intellectuals*, die als neues Phänomen in den USA den Amerikanern einen unverkrampften, modernen Islam medienwirksam erklären. In Deutschland sucht man den Typus des jungen, smarten Muslims, der sich in Sprache und Erscheinungsbild westlicher Gesellschaften auskennt und zum Sprecher neuer Generationen junger Muslime wird, vergeblich. Stattdessen prägen Plattitüden, Rumgejammer und Opferposen die muslimische Selbstinszenierung.

Da wundert es wenig, dass Widerspruch aufkommt. Wenn der Dialog-Kritiker Hans-Peter Raddatz allerdings gegen die Islamisierung der (christlichen) Offenbarung anschreibt und den Islam-Dialog als Ausverkauf des christlichen Abendlandes anprangert, der im Sündenfall des Zweiten Vatikanischen Konzils seinen Anfang nahm, wird deutlich, dass der Fundamentalismus auch anderswo zu Hause ist. Dabei hat Raddatz (aber nur hier) Recht, dass dem Islam nur selbstbewusst und auf dem Fundament fester Überzeugungen gegenüber oder an die Seite getreten werden darf. Unrecht hat er natürlich, wenn er wortreich das Gespenst des christlich-abendländischen Identitätsverlustes beschwört. Neugier, Offenheit und das Interesse am Anderen

ist die Stärke und nicht die Schwäche dieser christlich-abendländischen Kultur.

Dialog mit der Moderne

Was ist also zu tun, um eine gute Idee auch zur sinnvollen Praxis werden zu lassen? Zunächst muss es vor allem darum gehen, sich über die Ziele und Themen des Dialoges Klarheit zu verschaffen. Roman Herzog, einer der stärksten Befürworter eines Dialoges mit dem Islam, hat immer wieder darauf hingewiesen, dass für diesen Dialog Koalitionen der Pragmatiker gegen die Dogmatiker gebraucht werden, und zwar auch innerhalb der jeweiligen Kulturen. Hier liegt in der Tat das Wesentliche: die Stärkung der Modernisierer, der Aufklärer, der Reformer. Oft scheint es, das eigentliche Problem ist nicht der Dialog der Religionen miteinander, sondern der Dialog der Religionen mit der Moderne. Hier ist vor allem der Islam angesprochen.

Der Dialog war zumeist eine christlich/westliche Vorleistung, welche die muslimische Seite in Zugzwang brachte. Neue Ansätze im islamischen Denken müssen aber von innen kommen und können von außen allenfalls gefördert werden. Da ist es wenig hilfreich, den Islam immer nur als Problem zu begreifen. Überall in der islamischen Welt und auch in Europa gibt es Reformdenker, die sich um das Verhältnis Islam und Moderne Gedanken machen. Die Versuche islamischer Intellektueller, einen authentischen Weg in die Moderne zu finden, sollten ernst genommen werden. Es muss die Aufgabe des Dialoges sein, diesen Intellektuellen ein Forum zu bieten und ihnen in der innerislamischen Auseinandersetzung den Rücken zu stärken. Kritische Denker wie den Ägypter Nasr Hamid Abu Zaid oder den Iraner Abdolkarim Soroush lediglich als Opfer politischer Skandale wahrzunehmen ist bedauerlich. Ihre Forschungen und Ideen haben anderes verdient. Gleichzeitig heißt es aber auch

Abschied zu nehmen von der Vorstellung, eine substanzielle inhaltliche Auseinandersetzung mit Fundamentalisten oder Islamisten sei möglich und sinnvoll. Es ist geradezu Bestandteil der islamistischen Ideologie, sich dem Dialog zu verweigern.

Der Dialog kann aber nicht nur über Personen, er muss vor allem über konkrete Themen gesucht werden. Moscheebesuche und christlich-islamische Diskussionsrunden können wichtig sein und das Verständnis fördern, wenn sie sorgfältig vorbereitet sind. Viele kirchliche Stellen, gesellschaftliche Institutionen und engagierte Einzelpersonen leisten hier hervorragende, originelle Arbeit. Grundsätzlich muss sich der Dialog mit dem Islam aber weg vom Dialog über den Dialog bewegen. Wer eine Form zum Thema erhebt, darf sich nicht wundern, dass er in den Sachfragen nicht weiterkommt. Besser ist die Einführung der Dialogperspektive in konkrete Sachthemen-Diskussionen. Das muss nicht gleich zum Dialog-*Mainstreaming* führen. Aber was wäre falsch daran, Muslime im In- und Ausland gezielt in Debatten über politische und gesellschaftliche Herausforderungen einzubeziehen, die von gegenseitigem Interesse sind? Nur so lassen sich die sensiblen Themen ansprechen: Demokratieverständnis, Menschenrechte, Bildung, Globalisierung, Rechtsprechung, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und nicht zuletzt religiöse Toleranz. Muslime mögen gereizt auf Fragen nach dem Verbot des Religionswechsels im Islam oder nach der Akzeptanz des Christentums in islamischen Ländern reagieren, aber diese Fragen sind notwendig. In pluralen, multireligiösen Gesellschaften gehört es dazu, dass man eine Religion wählen und auch verlassen oder wechseln kann.

Das Bekenntnis zum Realismus beim Dialog mit dem Islam ist mittlerweile ein Allgemeinplatz. Richtig bleibt es trotzdem. Der Dialog mit dem Islam – wie immer er auch geführt wird – kann nicht den Anspruch erheben, potenzielle oder aktuelle Spannungen zwischen Staaten und Gesellschaften unterschiedlicher Kulturkreise kurz- und mittelfristig abzubauen. Er kann allerdings durch einen fairen Austausch das wechselseitige Verständnis erhöhen und Lernprozesse befördern, die im Sinne eines langfristig angelegten interkulturellen Konfliktmanagements wirken. Realismus heißt aber auch, sich hinsichtlich der Rolle und Gewichtung der Akteure keine Illusionen zu machen. Macht- und interessenpolitische Asymmetrien lassen sich bei allen Bekenntnissen zur Gleichgewichtigkeit der Dialogpartner nicht aufheben. Sie sind strukturell bedingt und allenfalls langfristig zu überwinden. Damit diese Asymmetrien einen Dialog aber nicht von vorneherein ausschließen beziehungsweise belasten, müssen die Ungleichgewichte zwischen den Dialogpartnern im Dialoggeschehen selbst reflektiert werden. Auch vor diesem Hintergrund ist der Dialog vor allem auf der Ebene der (Zivil-)Gesellschaft zu führen, als Austausch zwischen konkreten Individuen. Als Dialog zwischen den abstrakten Kollektiven zweier Religionen oder Kulturen ist er ebenso abstrakt wie unmöglich. All dies zeigt, dass der Dialog mit dem Islam noch einen langen Weg vor sich hat, nicht als Modeerscheinung, sondern als Form des permanenten Einübens. Er ist kein Format, das ins Leben gerufen wurde und seither als unveränderlicher Bestandteil des politischen und gesellschaftlichen Lebens existiert. Er muss entwickelt, gestaltet, verändert, verworfen und neu erfunden werden.